

Landschaften der Heimatlosigkeit

Eine Reise ins Banat am Tage der Zuerkennung des Literaturnobelpreises an Herta Müller

Von Helmut Erwert

Als wir über die rumänische Landstraße schaukelten, nach aufwühlenden Tagen im benachbarten serbischen Banat, hatten wir den Kopf voller Erlebnisse. Niemand im Reisebus dachte an den Nobelpreis für Literatur.

Schnurgerade führte eine lange Dorfstraße durch eine Siedlung. Typisch für die schachbrettartigen pannonischen Orte der Tiefebene. Der Ort Deta hinter uns, Biled, Lovrin und andere noch vor uns – Geburtsstätten von Autoren einer banatdeutschen Literatur, die hier keiner kennt: Richard Wagner, Johann Lippert, Herta Müller. Letztere stamme aus Nitzkydorf, behauptete einer in der Reisegesellschaft und zeigt nach draußen: „Dort hinten, irgendwo am Horizont.“

Die Weite der Tiefebene stößt an flache, ferne Horizonte, über die sich unendlich der Himmel wölbt. Das Übermächtige dieser Endlosigkeit, das göttlich Grandiose, das Achtung gebietende Überdimensionale erschreckt mich. „Die Landschaft, da hatte ich immer den Eindruck, dass sie mich erschlägt“, sagt Herta Müller über ihre Heimat.

Während wir uns Temeschwar näherten, müssen in Stockholm einige Juroren der Schwedischen Akademie sich die Köpfe heiß geredet haben. Auch ich sprach mit Engelszungen, verteidigte den Vorschlag, in der am Horizont auftauchenden großen Banater Stadt einen Halt einzulegen. Rühmte den Ort als Zentrum der Habsburgischen Besiedlung dieser Provinz, die unseren Vorfahren eine Zukunft eröffnete. Pries die Architektur des barocken Domes, der Mutter der Kirchen im Banat, von denen wir einige besucht hatten – verfallene oder leidlich gut erhaltene. Erwähnte das deutsche Gymnasium am Ort, wo ein Literaturkreis existierte, der deutschsprachige Schriftsteller hervorgebracht habe: Herta Müller zum Beispiel.

Es fand sich eine Mehrheit für einen Halt in dieser Stadt. Zum gleichen Zeitpunkt auch eine Mehrheit in Stockholm für diese Stadt, genauer: für eine Schriftstellerin aus dieser Stadt und ihre Themen.

An den Massengräbern des kommunistischen Terrors

Eine knappe Stunde war es her, dass wir am Ortsende einer serbischen Kreisstadt, vor der rumänischen Grenze, an einer verwilderten Schinderwiese vorbeigekommen waren – Ruhestätten von Hunderten von Toten und ihrer Gebeine – ohne Kreuz, ohne Gedenkstein. Kaum einer kennt die Hekatomben menschlicher Opfer der frühen Tito-Zeit, die hier, weil sie der Hungerengel nicht aus seinen Fängen ließ, zwischen verscharnten Tierskeletten ruhen. Wann bitte wird jemand sich erheben, die Sprachlosigkeit durchbrechen, die wie ein Schimmelpilz auf den Herzen liegt?

Die Stadtverordneten wissen davon, fürchten, es könnte Leidvolles aufgewühlt, Friedloses in die Erinnerung zurückkehren.

Nichts da, erschallt just in dieser Stunde – auch wenn wir's noch nicht wussten – die Stimme einer gerade gekürten Nobelpreisträgerin. Einer Monomanin des Schmerzes. Das Machtwort der Schwedischen Akademie hat ihre aufwühlenden Texte eben beglaubigt. Und der Widerhall in der deutschen Presse ist gewaltig:



Freudestrahlend präsentiert die neue Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller den Fotografen im Konzerthaus von Stockholm ihre Urkunde, die ihr wenige Minuten zuvor von Schwedens König überreicht worden war. Foto: dpa

„Dieser Nobelpreis ist ein bedeutendes Signal, dass die Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit existentiell wichtig und noch lange nicht abgeschlossen ist. Er ist Belohnung für eine unbeugsam-couragierte literarische Arbeit und Ermutigung für alle anderen, die einen ähnlichen Weg beschreiten.“ Hoffnung für uns, die wir Texte im Kopf und in der Schublade halten!

Die Nachricht von der Zuerkennung des Literaturnobelpreises trifft uns wie ein Blitz. Uns, die wir an den gleichen quälenden Themen hängen, schlägt die Nennung der hier Geborenen auf die eigene Kindheit und Jugend durch: Tua res agitur! Deine Sache wird verhandelt!

„Kein Leser wird mehr glauben“, schreibt der „Spiegel“ gleich nach der Wahl Müllers, „Vergangenheit und Leiden seien bewältigbar, abtrauerbar, zählbar.“ Für uns, die Letzten der Erlebnisgeneration, hat sich diese Hypothek in der Tat als untillbar erwiesen. „Wir mussten Baumstämme schleppen“, erzählt meine Busnachbarin, die als 18-Jährige im Schacht Stal bei Almaznaya schuftete, „bei minus 20 Grad. Solange Schnee war, brauchten wir sie nicht auf der Schulter zu tragen. Am schlimmsten war der Hunger.“

„In der Hautundknochenzeit“, sagt der Ich-Erzähler in Herta Müllers Roman „Atemschaukel“, „hatte ich nichts mehr im Hirn außer dem ewig sirrenden Leierkasten: Kälte schneidet, Hunger betrügt.“ Jedem im Reisebus ist das Hungern, das Verhungern gegenwärtig. Einige haben die „Hungerlager“ Jarek, Molidorf, Gakowa oder Kruschowl hinter sich gebracht.

Vor zwei Tagen noch standen wir vor dem fußballfeldgroßen Massengrab von Rudolfsgnad/Knicanin, wo Tausende unter der Erde liegen, die der Hungerengel weggerafft hat. Ich wollte den Großeltern nahekommen, zum ersten Mal, nach über 60 Jahren, schritt die weite Fläche ab. Unter mir, irgendwo, mussten ihre Gebeine ruhen. Ihre Leichenbündel waren hier in den Gräben geworfen worden.

Was hatten meine lieben Alten im

entlegenen schwäbischen Dorf des Banat eigentlich verbrochen, dass sie die Patrouille holte? Der Großvater, besorgt um seine Bienen, sein Pfefferminzfeld, seine Tischlerei, war immer voller Kummer. In seinem tiefen Schatten, die Großmutter, das kleine, zerbrechliche Persönchen unter dem schweren Dach ihres Kopftuchs, wirkte stets bedrückt, verschüchtert. Kein Wunder, dass sie das Lager nicht länger als zwei Monate überstand.

Globale Aufmerksamkeit für einen Krähwinkel

Nun meißelt „eine Autorin, die sich gegen das Vergessen stemmt, gegen diesen Furor des Vertuschens“, die Bilder von Hunger und Tod in die Köpfe einer globalen Leserschaft. Es gelingt die weltweite Evokation der Schmerzen, die die Landsleute durchlitten: in Siebenbürgen, im Banat. Dieser Nobelpreis ist ein Bekenntnis zur „zerstörten Diasporakultur und ihrer wortmächtigsten Bewahrerin“. Mehr noch: „Auch wenn die Thematik größtenteils osteuropäisch ist, hebt Herta Müller dies alles auf die existentielle Ebene und macht es damit weltliterarisch relevant“, so Gerhardt Csejka in der FAZ. Thomas Steinfeld findet in der SZ ähnliche Worte: „Herta Müllers Werke sind ganz einer Region verbunden, dem Banat, einer deutschsprachigen Enklave in Rumänien... Diese Konzentration auf etwas scheinbar Begrenztes bildet hier die Voraussetzung eines Werks, das spätestens jetzt, mit dem Nobelpreis, tatsächlich Weltliteratur wird.“

Eine Banater Schriftstellerin und unser Banat – Weltliteratur? Wir Stadtkinder haben in den Ferien das Banater Dorf erlebt: „Wenn der Regen ... im Sommer ... die Erde aufweicht“, erzählt Herta Müller in „Niederungen“, „sieht man, wie tief die Wege sind und wie ausgewaschen die Erde ist. Die Kühe tragen dann große unförmige Schuhe aus Schlamm durch die Häusertore. Man riecht das Gras in ihren Bäu-

chen... Die Kühe kauen abwesend, und ihre Augen sind trunken von so viel Weide. Jeden Abend kommen sie mit diesen trunkenen Augen ins Dorf zurück.“

Dieses Dorf ist an vielen Stellen anders geworden als das unsere: Die täglich erfahrbare Grobschlächtigkeit, wenn Katzen ertränkt, Spatzenjungen aus dem Nest geworfen werden, bedrückt die Ich-Erzählerin. Gegen die geistig-moralische Kälte des Sozialismus grenzen sich die Bewohner ihres Dorfes ab durch eine muffige Identität, wärmen sich an einer engstirnigen Deutschtümelei: „Die Frösche quakten aus allen Lebenden und Toten dieses Dorfes.“

Am meisten hat die Szene mit dem „schwäbischen Bad“ ihre Banater Leser aufgebracht. In holzschnittartiger, kantiger Sprache schildert der Text das wöchentliche Baderitual einer Dreigenerationensippe. Kind, Eltern und Großeltern steigen in das gleiche Badewasser: „Die Großmutter schaut in die Badewanne. Die Großmutter sieht den Großvater nicht. Das Badewasser schwappt über den schwarzen Rand der Badewanne. Der Großvater muss in der Badewanne sein, denkt die Großmutter... Der Großvater lässt das Badewasser aus der Badewanne rinnen. Die Nudeln der Mutter, des Vaters, der Großmutter und des Großvaters kreisen über dem Abfluss.“

„Rückständig“, mokierten sich manche Leser bei dieser Schilderung. Die Landsleute im Dorfe schämten sich. Selbstgerecht griff die bundesdeutsche Presse das verächtliche Diktum auf, reichte es genüsslich weiter. Niemand bedachte, dass zu jener Zeit auf dem Lande in Mitteleuropa nicht viel Anderes beobachtet werden konnte. Wie hätte es in der verordneten Armut des Stalin-Kommunismus, der Knechtschaft der Staatsgüter, nach der Enteignung und Deportation der Schwaben anders aussehen sollen?

Früh geriet die Autorin in Widerspruch zu ihrem Dorfmilieu. Die Entfremdung wurde zum tiefsten Antrieb ihres Schreibens. Feingefühlig hat der Jury-Chef der Schwedischen

Akademie dies ausgelotet: „Ein zentrales Thema ihrer Autorschaft ist ... die Entfremdung: Nicht nur gegenüber einem unterdrückenden, korrupten, stagnierenden politischen System... auch als sprachliche Minorität, und auch in der eigenen Stadt, gegenüber Individuen dort, den Eltern, dem eigenen Hintergrund.“ Von dieser Kerndeutung führte ein kurzer Weg zur offiziellen Begründung der Nobelpreiszuerkennung: „Mittels Verdichtung der Poesie und Sachlichkeit der Prosa“, heißt es, habe die Auszuzeichnende „Landschaften der Heimatlosigkeit gezeichnet.“

Das Leiden der Banater Schwaben bewusst gemacht

„Ich lebe hier, aber hier bin ich nicht zu Hause“, bekennt die Preisträgerin selbst, „weil ich nicht von hier komme – und dort war ich nicht zu Hause, ...weil ich nicht dazugehörte... Und so, wie über mich gesprochen wurde in der Heimat, die es hätte sein sollen, war das ja am deutlichsten, dass es keine ist... Meine Landsleute haben mich ausgeschlossen, schon exkommuniziert nach dem Buch ‚Niederungen‘.“

Halt! Hier lege ich Widerspruch ein. Schon nach Erscheinen ihrer ersten Bücher hat ein aus der Pannonischen Tiefebene stammender Referent sich nachweislich für sie eingesetzt – in Berlin, in Dillingen, in Sindelfingen, in München: „Herta Müllers Prosatexte zeichnet eine hochkonzentrierte Bildsprache aus“, sagte er. „Ohne jegliche Schnörkel verdichtet der parataktische Satzbau die wesentliche Aussage, die durch die blockhafte Einfachheit große Wucht gewinnt.“ Und weiter: „Es ist ihr Verdienst... wenn die Banater Schwaben als Thema in das Bewusstsein der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit vordringen konnten.“

Nun sind sie in die Weltöffentlichkeit vorgedrungen. Bis heute bin ich aufgewühlt von den Texten, die nach dem Verlust unseres Banater Ankerplatzes die schwindelerregende Leere, die Haltlosigkeit zwischen den Welten und Zeiten so zwingend in Worte bannen: „Seit Windisch auswandern will, sieht er überall im Dorf das Ende.“ (Windisch geht ein letztes Mal durchs geleerte Haus.) „Der Schrank ist ein weißes Viereck, die Betten sind weiße Rahmen... Neben dem Kachelofen hat die Wanduhr einen langen weißen Fleck geschlagen. Neben dem Kachelofen hängt die Zeit. Windisch schließt die Augen. ‚Die Zeit ist zu Ende‘, denkt Windisch. Er hört den weißen Fleck der Wanduhr ticken und sieht das Zifferblatt aus schwarzen Flecken. Ohne Zeiger ist die Zeit.“

Die blitzartig ins Rampenlicht der weltweiten Anerkennung geratene Minderheiten-Schriftstellerin Herta Müller, die obsessiv auf ihrem Recht beharrt, das Leiden an ihren eigenen Leuten, am Unrechtssystem ihres Landes, in poetisch dichte Texte zu packen, führt die deutschen Leser zu sich selbst, zur eigenen, ausdifferenzierten Verästelung ihrer Geschichte. Sie, die nie in Deutschland angekommen sein will, wird zu einer „der wichtigsten Autorinnen der deutschen Literatur“ (FAZ), weil sie die Gewaltereignisse in jenem übersehenen Krähwinkel unseres Kontinents mit nobelpreiswürdiger Sprache dem Weltgedächtnis eingeschrieben hat.

Großes Glück, nach allem, für uns. Und für die deutsche Literatur.